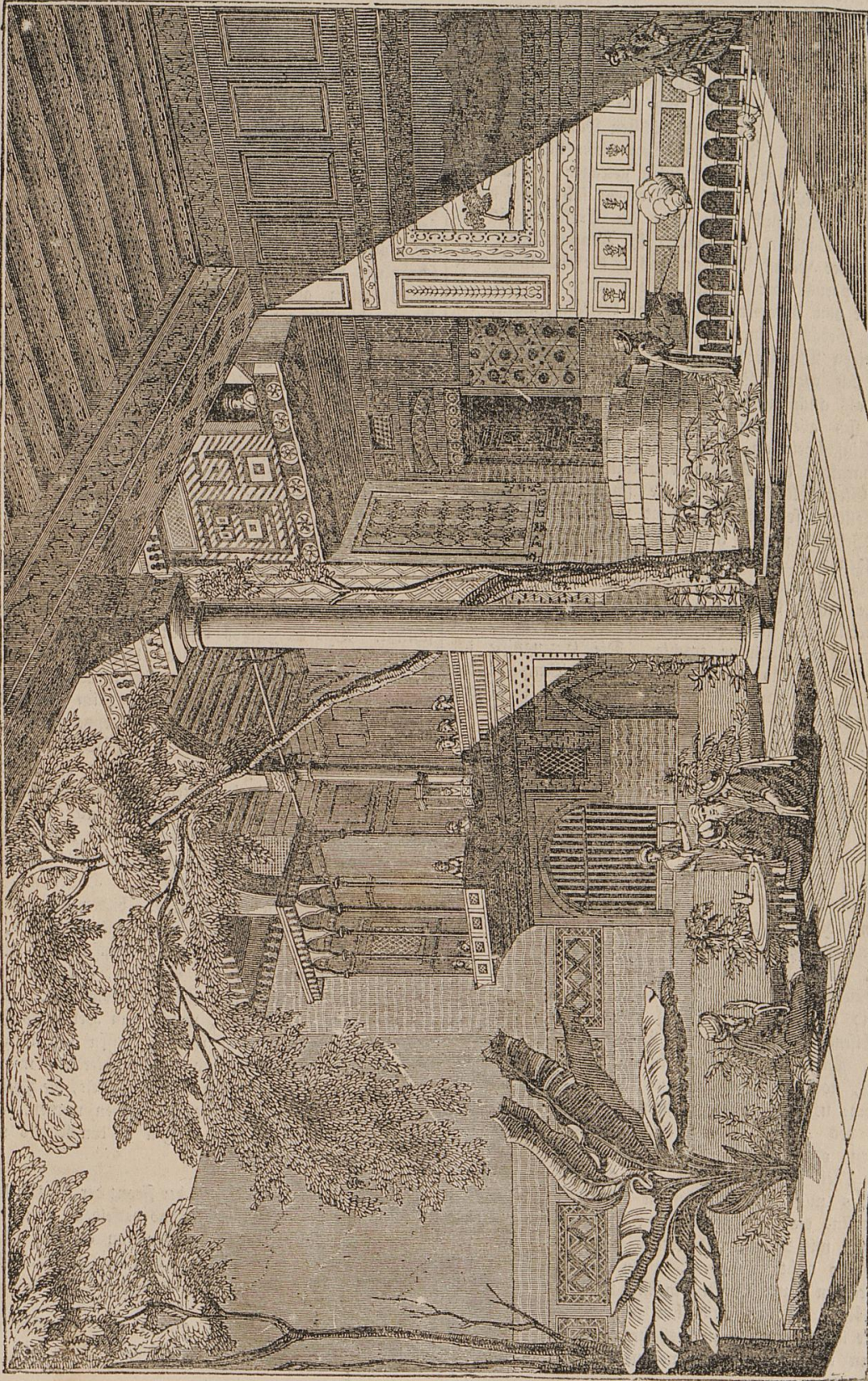


Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

88.] [2. Jahrg. 36.]

[December 16, 1834.]



Ansicht des Hofraums eines türkischen Wohnhauses.

Die Häuser in der Türkei.

Wir sind gewohnt, nach der Außenseite eines Gebäudes auf den Stand oder das Vermögen seines Besitzers zu schließen, und in den meisten Fällen irren wir hierin nicht; allein in den Ländern, wo die mohammedanische Religion die herrschende ist, beurkundet das äußere Aussehen eines Hauses dies keineswegs. Sämmtliche Gebäude ähneln einander bis zu einer ermüdenden Einförmigkeit. Hier wechseln nicht die Paläste der Reichern mit einfachen und schlichten Häusern der Bürger, und an den Wohnungen der Privatleute vermischt man allen Schmuck und alle Verzierungen, und kaum machen die Häuser der reichsten Moslems eine in die Augen fallende Ausnahme von dieser Regel. Hier zieren keine Balcone, von Säulen getragen, die Außenseite des Gebäudes, kein Giebel erhebt sich, kein architektonischer Schmuck unterbricht die Einförmigkeit der Wände. Dagegen aber bilden in Konstantinopel das Serail (der Palast des Sultans), der Sommerpalast am Bosphorus (der Meerenge, am schwarzen Meere), und drei von Gliedern der Familie des Grofsultans bewohnte Gebäude einen sehr glänzenden Contrast gegen die übrigen Wohngebäude, sowie gleicherweise die Moscheen sich gegen die Privathäuser sowol durch ihre Größe als auch durch ihre Bauart auszeichnen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man die Ursache dieser Einfachheit an Privathäusern in einer dem Nationalcharakter der Türken eigenthümlichen stumpfsinnigen Gleichgültigkeit gegen die schöne Baukunst suchen wollte, sondern jene liegt vielmehr in der getreuen Befolgung einer in ihrem Gesetzbuche, dem Koran, mit folgenden Worten gegebenen Vorschrift: „Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes, daß der gläubige Knecht doch nie nach hohen, großen und schönen Gebäuden, nach den Zierden der Baukunst, der Malerei und Sculptur trachte. Die Erzeugnisse der schönen Künste sind einzig und allein den Tempeln, den Moscheen, den Hospitälern und öffentlichen Gebäuden vorbehalten. Ihr Gläubigen bauet eure Häuser nur bis zum ersten Stock aus Mörtel und aus Steinen; das Innere wie das Außere sei von höchster Einfachheit; da sehe man weder Schnitzwerk noch Vergoldung, auch stelle man kein Werk des Pinsels zur Schau, kurz jeder Schmuck sei verbannt.“

Die kahle Mauer der Privathäuser ist jedoch hier und da von einem kleinen Gitterfenster unterbrochen, die aber nicht einmal überall in symmetrischer Anordnung stehen. Diese Gitterfenster gleichen ziemlich denen, welche man häufig an Klöstern erblickt. Ueber der Hausthür ragt ein von allem Schmucke entblößter und nur mit einem ganz einfachen undurchsichtigen Eisengeländer eingefasster Balcon (Schah-Nischin) hervor. Die nackten Wände sind weder mit Firmen behangen, noch mit Hausnummern versehen; Inschriften, Embleme u. s. w. vermischt man gänzlich. Der Vorschrift des Koran gemäß sind die Erdgeschosse von Steinen oder Ziegeln aufgeführt, auf welchen der übrige Theil des Hauses von Holz gebauet wird. Doch gilt dies nur von den bessern Häusern; im Durchschnitt sind die Häuser ganz von Holz gebaut und das Fachwerk mit Mörtel und Leuten ausgefüllt. Es kann uns daher nicht befremden, wenn wir so häufig von verheerenden Feuersbrünsten in mohammedanischen Städten hören. Wenn auch hin und wieder die Feuersbrünste ihre Entstehung in boshafter Brandstiftung haben, so kann man doch in den meisten Fällen dem Mangel

an Vorsicht die erste Entstehung des Feuers beimessen, welche hier sowol von der Leichtigkeit, mit welcher die Wohngebäude aufgeführt sind, als auch von der eigenthümlichen häuslichen Einrichtung der Türken sehr nöthig gemacht wird. Die Türken haben nämlich zum Erwärmen der Zimmer weder Defen noch Kamine; ihre einfache Heizvorrichtung besteht in Folgendem: Unter einem mit wattirten tief hinabhängenden Teppichen bedeckten Tisch wird ein Kohlenbecken gestellt. Will nun der Türke sich wärmen, so setzt er sich in der bekannten Art, nämlich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen, an das Tischchen, deckt den Teppich über seine Beine und schmaucht dabei seine Pfeife.

Da es einmal Weltregel ist, daß Reichthum und Wohlstand mit dem Luxus stets Hand in Hand gehen, so ist es denn auch sehr vielen begüterten Muselmännern sehr schwer gefallen, ihren Sinn für äußere Pracht ganz zu verleugnen oder nur auf Kleider und andere in die Augen fallende Dinge zu beschränken, und während das Außere seines Hauses den Unbefangenen glauben macht, daß die Vorschrift des Koran wörtlich gehalten sei, so ist dagegen das Innere mit um so größerem Luxus ausgestattet, welches manchem strengen Rechtgläubigen ein Dorn im Auge sein würde. Der Hofraum ist, dem Gesetze des Koran zum Trotz, mit kostbaren Marmorplatten gepflastert; Terrassen, Blumenbeete, freundlich bemalte Nischen, von Säulen getragene Galerien, die breiten erkerartigen Hervorragungen der Wohnzimmer, die in marmorne Becken fallenden Springwässer, hohe Bäume, welche dem Hofraume und dem Hause einen kühlen Schatten gewähren, alle diese Gegenstände machen einen höchst angenehmen Gesamteindruck auf den Fremden und überraschen ihn um so mehr, da er aus dem düstern und todten Innern des Gebäudes voreilig auf ein ähnliches Innere schließt. Das Erdgeschos besteht aus der Küche und den Geschäfts- und Gesindegimmern; hier wohnen auch die Sklaven und die von dem Hausherrn abhängigen Personen. Der Herr des Hauses wohnt im ersten Stock, zu dessen offenem Gang eine breite Treppe führt. Dieser Gang geht entweder zu beiden Seiten der Gemächer durch das ganze Haus, oder er läuft als offene Galerie um drei Seiten desselben herum. Da der ganze erste Stock nicht immer auf einer Linie liegt, so hat man bei Durchgehung des Corridors bald einige Stufen abwärts, bald aufwärts zu steigen. Die Ecken der Gebäude nach den Hoffseiten, sowie die erhöhten Stellen des Corridor, bilden die mit Arabesken auf das Freundlichste ausgemalten Kiosks, eine nach der Form unserer an alten Häusern vorkommenden Erker hervorragende Art Pavillon, welche das Charakteristische der türkischen Häuser ausmachen. (Vergl. die Abbildung.) Personen, welche dem Herrn des Hauses ihre Aufwartung machen wollen, lassen sich durch seinen Sklaven anmelden und warten hierauf, mit aller dem Türken eigenthümlichen Gemächlichkeit, die Pfeife im Munde, im Kiosk, bis sie vorgelassen werden. Auch die diensthabenden Sklaven pflegen in den Kiosks müßig die Zeit zu verändeln.

Die gefällige Malerei an der Front der Kiosks, hauptsächlich aber die der innern Wand desselben, erinnert den Fremden, welcher Italien besuchte, an die dort üblichen Loggien. Die gewöhnlichsten hier dargestellten Gegenstände sind Blumen, Früchte und Landschaften.

Der erste Stock ist, gemäß einer Vorschrift des Korans, durch eine Scheidewand genau in zwei

gleiche Theile getheilt. Die eine Hälfte, Salemlit genannt, nehmen die Zimmer des Hausherrn, die seiner Söhne und die Stuben der vornehmern Sklaven ein; die andere ist der durch den Propheten zu einem „heiligen Orte“ geweihte Frauenkerker, unter dem Namen Harem, in welchem keinem fremden Manne der Eintritt gestattet ist. In dem Salemlit sind die Gemächer zwar groß, aber niedrig, und außer dem Getäfel, dem Sofa und den Fußteppichen befindet sich selten darin ein anderes Möbel oder Luxusartikel. Die schlichten Wände sind mit einer lichten Farbe überlüncht. Ueber der Thür steht mit goldenen Buchstaben ein Spruch aus dem Koran, und nahe an der Decke sieht man den Namen Allah oder Mohammed mit schwarzen, rothen oder goldenen Schriftzügen, oft an mehreren Stellen angebracht. Ein durch wenige offene Fenster Scheiben fallendes Licht verbreitet ein unfreundliches Hellbunzel durch den tiefen Raum des Zimmers; nur wenn der Herr einen frischen Luftzug in sein Zimmer leiten oder der Aussicht genießen will, öffnet er die von dem Divan bis oben an die Decke reichenden Jalousiefenster, deren Vorhänge aus gewöhnlichem gedruckten Kattun bestehen. Rings um drei Seiten der Zimmer zieht sich der niedrige aber sehr breite Divan, wie gesagt, der hauptsächlichste Hausrath des Türken. Auf seinem Divan verfährt der Türke oft fast den ganzen Tag, schmaucht seinen Tschibuk, nimmt seinen Scherbet, empfängt Visiten, ertheilt an seine Sklaven Befehle, trinkt den starken arabischen Kaffee, und verrichtet dies Alles ohne sich einmal zu erheben.

Gleich einfach wie die Ausstattung des Zimmers ist die Vorrichtung zur Hauptmahlzeit. Ein Sklave bringt eine Art niedrigen Tisches, stellt ihn in die Mitte des Zimmers und besetzt ihn mit der dampfenden Schüssel; hierauf erhebt sich der Türke von seinem Divan, läßt sich auf dem Fußteppich vor dem Speisetisch mit unterschlagenen Beinen nieder und nimmt seine Mahlzeit ein. Schlafzimmer, wie sie bei uns üblich, kennen die Türken nicht. Kurz vor der gewohnten Zeit des Schlafengehens kommen die Sklaven mit Kopfkissen und Teppichen und bereiten ihrem Herrn auf dem Divan das Nachtlager. Häuslichen Geschäften, ja selbst bloßen Handgriffen, welche ihn aus seiner gemächlichen Lage bringen würden, unterzieht sich ein Hausherr nie, sondern ruft seinen Sklaven, indem er die Hände zusammenschlägt.

Einige Mittheilungen über die Inselgruppe der Färder.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

[Schluß.]

Die Lebensweise der Färinger ist höchst einfach, daher sie sich auch eines hohen, rüstigen Alters erfreuen, sodas man nicht selten Greise von 70—80 Jahren die Arbeiten jüngerer Männer theilen sieht. Ihre gewöhnliche Beschäftigung ist die Fischerei, deren Betreibung aber sehr mühsam und gefährlich ist, da fast das ganze Jahr hindurch die heftigsten Stürme auf der See herrschen und reißende Strömungen, Maëlströme (Meeresstrudel) und Brandungen die Küsten umgeben. Außerdem beschäftigen sie sich während des Sommers mit der Gewinnung des Heues für den Winter und mit der Kultur des Bodens, welcher nur mit der Hacke bearbeitet wird, weil der Pflug auf dem felsigen Grunde nicht angewandt werden kann; endlich nimmt auch die

Schaf- und Pferdezuucht ihre Thätigkeit in Anspruch. Meilenweit müssen sie auf Bergen herumklettern, um ihre Schafe zu weiden; meilenweit laufen Gesellschaften von sechs bis acht Personen, um die Pferde zum Gebrauch wieder einzufangen, welche die Lasten meistens tragen. Da, wo Vogelfang ist, beschäftigt das Ausnehmen der Eier und Jungen während einiger Wochen einen großen Theil der Bewohner. Im Winter wird fleißig Wolle gesponnen und gestrickt, gewebt, der Abend aber vorzüglich zum Unterrichte der Kinder verwandt. Jeder Vater unterrichtet seine Kinder selbst, wie er von seinen Aeltern gelehrt worden ist, vorzüglich in der Religion, im Lesen und Schreiben. Nur in Thorshavn ist eine Schule, in welcher nach der Bell-Lancaster'schen Methode Knaben und Mädchen unterrichtet werden. Ungeachtet ihres geringen Verkehrs mit gebildeten Völkern und ungeachtet ihrer nur auf das Materielle gerichteten Thätigkeit steht die Bildung der niederen Stände auf keiner so tiefen Stufe, als man hienach zu glauben geneigt sein könnte.

Die Dörfer sind des Fischfangs wegen stets an der See, gewöhnlich am Abhange eines Berges angelegt. Die Wohnungen sind einfach. Auf eine Grundlage von großen mit keinem Bindemittel zusammengesetzten Steinen werden Balken gelegt, in diese nur sechs bis acht dünnere Hölzer eingefügt, welche das ganze Gerippe des Hauses bilden. Auf diesem ruht das Dach von Brettern, erst mit Birkenrinde benagelt, welche die Feuchtigkeit am besten abhält, dann mit $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Fuß dicken Grassoden bedeckt. Die Bekleidung der Wände besteht aus ineinander gefügten Brettern, sodas gewöhnlich bei der äußeren Bekleidung die Bretter horizontal, bei der innern aber vertical stehen. Die äußere wird durch einen Ueberzug von Theer gegen die Feuchtigkeit geschützt, die innere nur glatt gehobelt. Nur in wenigen Häusern findet man die Stuben mit Oelfarbe angestrichen. Das Schlafzimmer ist die Fremdenstube oder sogenannte Glasstube, weil sie gewöhnlich Glasfenster enthält. Diese ist fast ausschließlich zur Wohnung für die Fremden bestimmt und wird nur selten zu andern Zwecken benutzt. Stets rein und sauber gehalten, enthält sie ein Dunenbett, eine Commode, einen langen Tisch mit Bänken an beiden Seiten, zuweilen auch Stühle, und einen oder zwei Koffer zum Aufbewahren der Kleider. An dieselbe grenzt entweder eine kleine Küche oder eine Milchammer. Dann kommt die Wohnstube, hier Rauchstube genannt, weil sie bei geringen Leuten keinen Ofen enthält. Der Rauch zieht durch ein großes vieredriges Loch, welches zugleich als Schornstein und Fenster dient und durch eine hölzerne Klappe geschlossen wird, die an einem Seile befestigt ist. An der hintern Wand steht der Herd, umher mit Holz bekleidet, an welches oft die Flamme schlägt. In dieser Stube sind außerdem die Betten für die Eigenthümer der Hütte, die nöthigen Tische, Bänke, Spinn- und Webergeräthschaften. Nahe bei dem Hause ist der Stall für die Kühe, von Steinen zusammengekehrt, mit einem kleinen Dache bedeckt. Er wird sorgfältig gegen Zugwind gesichert. Dann folgen die Gebäude, worin das Fleisch und die Fische in der Luft getrocknet werden. An den Thüren sind keine Schlösser und doch fehlt dem Bauer nie ein Stück Vieh, wie groß auch oft der Nothstand der niederen Volksklassen sein mag. Am Strande endlich stehen die Schoppen zu den Booten, unter welche diese sofort nach gemachtem Gebrauch gezogen werden.

5.

Hochzeitgebräuche der Färinger.

Wenn dem Freier von den Aeltern durch das dreimalige Einschenken eines Glases Brantwein das Jawort ertheilt ist, wird gegen Ende Octobers die kirchliche Einsegnung vollzogen. Die Wahl dieser Jahreszeit ist aus der Ursache zur Sitte geworden, weil man nur dann frisches Ochsen- und Schafffleisch haben kann. Der Hochzeitstaat des Brautpaares ist folgender: Der Bräutigam ist mit dänischen Schuhen, feinen, weißen, wollenen Strümpfen, schwarzen Beinkleidern und einem Rock von gleicher Farbe, schön mit Roth ausgenäht, angethan. Der Hauptschmuck des Bräutigams ist aber der aus schwarzem Tuche verfertigte hohe Hut, der hinten und vorne eine Spitze hat, die einen Fuß hoch emporsteht, und der Freierstab, welcher genau so lang ist, daß dessen Spitze von den Fingern des Tragenden erreicht werden kann. Die Braut ist gleichfalls sehr stattlich gepußt. Das Gewand, mit langen und weiten Aermeln, ist von blauer oder rother Farbe und mit vielen Falten besetzt. Um den Hals wird ein feines Tuch, mit Spitzen verziert, getragen. An der Brust steckt eine silberne Nadel, an welcher eine viereckige Silberplatte, mit vielen Ringen und mit Silberfitteln behängter Haken besetzt, befestigt ist. Der Gürtel, welcher mit silbernen Zierrathen geschmückt ist, wird durch eine silberne Schnalle gehalten. Der hohe Kopfpuz wird aus seidnen Bändern und Flittern von Gold und Silber künstlich verfertigt. An dem hintern Ende sitzen vier lange und breite seidene Bänder, welche reich mit Flittern, dem beliebtesten Zierrath, ausgeschmückt sind, von denen zwei über den Rücken und zwei über die Brust hängen.

So ausgestattet geht der Bräutigam, begleitet von zwei Führern, die ihn angekleidet haben, und die Braut mit zwei Brautjungfern und zwei Junggesellen, welche Letztere sie führen, in die Kirche. Paarweise treten zuerst die Männer ein, dann die Frauen und bilden einen Kreis. Nach der Trauung empfängt das Ehepaar den Gratulationskuß von allen Anwesenden, dann setzt man sich zu Tische. Weinsuppe, Kinderbraten und Rosinenkuchen sind die gewöhnlichen Hochzeitsgerichte. Der Schweiß des Ochsen ist mit Bändern schön ausgestattet und wird zunächst vor das Paar gesetzt, geht dann aber um die Tafel herum, wobei Jeder einen Reim sagen muß, ähnlich den alten Leberreimen. Einer der Zeugen ist Brantweinschenker.

Daß es bei diesen Hochzeiten ziemlich hoch hergeht, beweist ein Verzeichniß Dessen, was bei einer solchen Gelegenheit verzehret wurde: 1¼ Tonne Brantwein, ein Ochse, eine Kuh, 48 Schafe und außerdem zu Kuchen und dergl. eine Tonne Roggenmehl. Die Gäste bezahlten den Prediger, der bei dieser Gelegenheit eine Einnahme von 30 Thalern hatte.

Nach beendigter Mahlzeit werden die gewöhnlichen Tänze gehalten. Gegen Mitternacht tritt der Brantweinschenke aus dem Tanze, schlägt mit der Hand an den Balken der Decke und ruft: „Ich mahne die Braut zum ersten Male zum Aufbruch“; worauf er ruhig weiter tanzt. Nach einer halben Stunde schlägt er zweimal an den Balken und mahnt zum zweiten Male, alsdann nach Verlauf einer Viertelstunde ruft er: „Ich mahne die Braut zum ersten, zweiten und dritten Male zum Aufbruch.“ Sogleich umringen alle Frauenzimmer dieselbe und führen sie ins Brautgemach. Auf gleiche Weise wird der junge Ehemann dreimal gemahnt und von den Männern zu Bette geleitet. Dann singen die Gäste einen Vers aus dem Gesangbuche und tanzen

fort, bis sie am andern Morgen den Vermählten ihre Gratulationen und Geschenke darbringen, welche die Neuverehelichten, noch im Bette liegend, empfangen; die Frau hält in der einen Hand eine Flasche Rum, in der andern eine Flasche Brantwein und bedient die Gäste nach ihrem Verlangen. Da diese Hochzeitgebräuche mit großen Kosten verknüpft sind, sodasß Derjenige, welcher die Hochzeit gibt, oft Jahre lang durch Arbeit und Ersparung die dadurch in die Hauswirthschaft eingerissene Lücke wieder auszufüllen hat, so sind sie jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen und finden nur bei den Wohlhabendern noch statt.

Der ägyptische Papyrus
(Cyperus Papyrus).

Ehe die jetzt überall gewöhnliche Weise Papier zu verfertigen erfunden wurde, war man auf viel gröbere und unbequemere Schreibmaterialien beschränkt. Man grub die Buchstaben in Tafeln von Holz, Stein oder Erz ein, man richtete Thierhäute so zu, daß man darauf schreiben konnte; man brauchte endlich auch Pflanzen dazu. Wir haben schon in Nr. 32 des Pfennig-Magazins bemerkt, daß die amerikanische Agave den alten Mexicanern ihr Papier geliefert habe, doch einen viel ausgedehntern Gebrauch machten schon in grauer Vorzeit die Aegyptier und später die Griechen und Römer von dem ägyptischen Papyrus oder der Papierstaude.

Der ägyptische Papyrus gehört in die erste Ordnung der dritten Classe des Linné'schen Systems und wird zu der Familie der Cypergräser gezählt, die statt des Kelches in zweizeiligen Aehren stehende Blüten mit einer



Der ägyptische Papyrus.

sprennartigen Schuppe haben. Ihr Halm ist nicht knotig und die Blätter sind scheidenartig. Die Cypergräser finden sich meistens in feuchten Gegenden der warmen Himmelsstriche.

Das letztere gilt auch von dem ägyptischen Papyrus, der in Aegypten und Syrien an den Ufern der Flüsse gefunden wird. Der berühmte englische Reisende James Bruce fand ihn vorzüglich im Jordan, und in Europa wächst er bloß auf Sicilien bei Syracus am Anapus.

Seine Halme sind dreikantig und werden acht bis zehn Fuß hoch, die Blütendolben sind in der Spitze des Halmes zwischen langen Blättern zusammengestellt, die braunen stiellosen Nehrchen derselben stehen zu dreien beisammen und die vier äußern Blättchen der achtblättrigen Hülle sind breiter als die übrigen.

Herodot und mehrere andere Schriftsteller der alten Griechen und Römer berichten uns über den großen Nutzen, den die Alten aus dieser Pflanze zu ziehen wußten. Man machte aus ihr Bänder, Stricke, Seile, Tau u. s. w. Die Wurzel wurde gegessen; ganz vorzüglich aber wurde diese Pflanze berühmt durch das Schreibmaterial, das sie lieferte. Man nahm nämlich die dicksten Theile des Halmes, zog die Häute zwischen dem Marke und der äußern Schale ab, klebte diese, gewöhnlich mit dem eignen Saft der Pflanze, kreuzweise übereinander, und setzte so die schmalen Streifen zu größern Tafeln zusammen. Sobald diese Tafeln nun trocken waren, konnte man fast mit eben derselben Leichtigkeit Buchstaben in dieselben eingraben, mit welcher wir auf unser Papier schreiben.

Man findet den ägyptischen Papyrus jetzt häufig in Gewächshäusern, ja im botanischen Garten in Dresden haben wir ihn sogar im Freien gesehen, obgleich man früher behauptete, daß er in unserm Klima nicht ausdauerere.

Walter Scott.

Wenn es unbestreitbar wahr ist, daß große Männer ein Eigenthum der Menschheit im Allgemeinen, nicht aber einzelner Völker und Zeiten sind, so dürfen wir auch Walter Scott den unserigen nennen, auch wenn er uns nur durch eine innige Vorliebe für deutsche Sprache und Bildung verwandt und nur durch seine mit unerhörtem Beifalle aufgenommenen historischen Romane bekannt geworden wäre. Darum mag auch ein kurzer Abriss seines Lebens in diesen Blättern seinen Platz finden und zu richtiger Würdigung seiner schriftstellerischen Thätigkeit und seines moralischen Wesens mit beitragen.

Walter Scott war der älteste von vier Söhnen eines angesehenen Rechtsgelehrten in Edinburg, des Herrn Walter Scott, und der Tochter des David Rutherford. Er erblickte am 15. August 1771 das Licht der Welt. Der schwache Körperbau des Knaben und eine entweder durch kränkliche Constitution, oder, wie Andere sagen, durch die Nachlässigkeit der Wärterin verursachte Verkrüppelung seines rechten Fußes, störten die körperliche Entwicklung des Kindes auf eine sehr bemerkbare Weise und veranlaßten endlich seine Aeltern, ihn auf das Land in das Haus seines Großvaters väterlicher Seite zu schicken, wo der Knabe einen großen Theil seiner Kindheitsperiode verbrachte. Der Pacht Hof seines Großvaters lag in der Nähe einer alten Burg und gewährte die Aussicht auf einen großen Theil des Thales des Tweed, das Arkadien von Schottland und die eigentliche Wiege schottischer Romantik und Volkspoesie. Das ganze Land ist dort von Sang und Sage belebt,

fast jeder Stein, der über den Boden hervortragt, erinnert an irgend ein Gefecht oder eine blutige Schlacht, ein jedes Flüsschen, wenn auch seine Wasser so unbedeutend sind, daß sie kaum die Wiesen wässern, durch die es dahinfließt, ist in irgend einem Volksliede oder einer Ballade besungen. Walter Scott selbst erzählte einmal, daß er von einem Berge der Nachbarschaft 43 Plätze habe zählen können, welche durch den Krieg oder die Poesie berühmt wurden. In solchem Zauberlande erwachte zuerst die Phantasie des Knaben, und die Eindrücke, welche damals unauslöschlich tief in seinem kindlichen Geiste eingepägt wurden, kommen durch die Erzählungen der Hirten und Landleute im Lande seiner Ahnen, in gar manchem seiner spätern Werke wieder zur erfreulichen Erscheinung. Seine Vorliebe für diesen Schauplatz seiner poetischen Erziehung blieb ungeschwächt auch in seinen spätern Jahren, sodas der Jüngling die Zeit der Schulferien am liebsten auf den Fluren seiner Kinderträume verbrachte, denen er zu gleicher Zeit die Kräftigung seiner körperlichen Constitution verdankte; denn hier gewann er durch die Bewegung in freier, freier Luft, und durch eine natürliche und zweckmäßige Lebensweise Körperkraft, bei welcher selbst seine Lahmheit ihm nicht mehr beschwerlich war, und die er sich bis zu den letzten Jahren seines Lebens erhielt.



Walter Scott.

Den ersten Unterricht verdankte Walter Scott seiner durch alle Tugenden höherer Weiblichkeit ausgezeichneten Mutter, welche überhaupt überwiegenden Einfluß auf seine moralische und geistige Bildung gehabt zu haben scheint. Im Jahre 1779 besuchte er zuerst eine öffentliche Schule, machte jedoch weder in dieser, noch in den später von ihm besuchten Lehranstalten große Fortschritte, sodas seine Lehrer nur Weniges von ihm erwarteten. Dagegen fehlte er bei keinem ausgelassenen Streiche und stand bei allen seinen Mitschülern als Märchen- und Geschichtserzähler in großem Ansehen; namentlich war es seine größte Freude, an den freien

Tagen mit einem Busenfreunde, der gleiche Neigung mit ihm theilte, sich wegzustehlen, um einander schauerliche Sagen zu erzählen. Und noch in den spätesten Jahren bildete nach seinem eignen Ausspruche die Erinnerung an diese Feierstunden „eine Dase in seiner jugendlichen Pilgerreise“. Auf der Universität Edinburg, welche er später bezog, wurde er einige Zeit durch körperliches Unwohlsein in seinen Studien aufgehalten, ohne daß er später sehr bemüht gewesen zu sein scheint, das früher Versäumte wieder nachzuholen; und so trat er denn mit sehr unvollständigen, im Bezug auf die alten Sprachen aber sehr geringen Kenntnissen in die Welt, beiweitem mehr mit der Lecture phantastischer Romane, gefährvoller Reisen, alter Balladen und Nittergeschichten beschäftigt, als auf ernsthaftere Studien denkend. Wol Wenige dürften aus einem solchen ungeordneten Studienplane noch hinreichende Geisteskraft gerettet haben, um etwas Tüchtiges für die wirkliche Welt zu leisten; anders war es bei Scott, zu dessen Bildung grade solche Umstände mitwirken mußten, ohne daß sie die Spannkraft seines Geistes und seines moralischen Willens in dem Maße erschläft hätten, daß er zu späterer Erhebung unfähig geworden. Nachdem er die Universität verlassen, wendete er sich nach dem Willen und Wunsche seines Vaters der praktischen Ausübung der Rechtsgelahrtheit zu und ward schon im 21. Jahre seines Alters unter die Anwälte bei dem großen Gerichtshofe zu Edinburg aufgenommen; eine Auszeichnung, die er freilich mehr dem Einflusse seiner Verwandten und Gönner als seinen Kenntnissen zu danken haben mochte. Damit schien sich ihm eine ebenso vortheilhafte als ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen; denn der Advocatenstand ist in England und Schottland einflußreich und angesehen und besteht größtentheils aus den jüngern Söhnen reicher Gutsbesitzer, Geistlichen und Kaufleute, da ihnen der Zugang zu den höchsten Ehrenstellen des Staates offen steht, wie das Beispiel des Lordkanzlers Brougham beweist. Unser junger Advocat schien jedoch nicht geeignet, Reichthümer oder Ehre auf dieser Bahn zu erwerben. Sein Geist war fortwährend mehr mit den Gebilden seiner Phantasie als mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens beschäftigt, und er gehörte daher in diesem seinem neuen Berufe zu denen, welchen an Arbeit nicht viel gelegen ist. Seine öffentlichen Reden, in welchen er seinen Entwicklungen meistens die höchsten und allgemeinsten Begriffe der Wissenschaft, minder aber Thatsachen des wirklichen Lebens an die Spitze stellte, waren aus diesem Grunde nicht geeignet, Eindruck zu machen. Dagegen muß von ihm in dieser Periode seines Lebens gerühmt werden, daß er ernstlich darauf dachte und darnach strebte, früher verschuldete Lücken seines Wissens auszufüllen. Im Jahre 1799 wurde Scott Unter-Sheriff der Grafschaft Selkirk, nachdem er sich kurz vorher mit Miß Carpentor verheirathet hatte, welche ihm vier Kinder geboren hat, und mit welcher er bis zum Jahre 1826 in glücklichster Ehe lebte. Als Schriftsteller gehört Walter Scott keineswegs zu den frühzeitigen Genies; vielmehr hat der Mann, welcher später als einer der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten erscheint, bis zu seinem 25. Jahre keine Zeile weder in Versen noch in Prosa drucken lassen oder auf andere Weise bekannt gemacht. Den ersten Anlaß dazu scheint ihm das Studium unserer deutschen Literatur gegeben zu haben, namentlich werden Bürger's „Lenore“ und Goethe's „Erlkönig“ von ihm selbst als diejenigen deutschen Gedichte genannt, welche ihn zu poetischen Uebersetzungen und Nachbildungen anregten, nachdem ihn schon längere

Zeit ein tieferes Studium der deutschen Sprache und Literatur beschäftigt hatte. Jedoch war der Erfolg dieser Erstlingsversuche keineswegs ermutigend für den jungen Schriftsteller, und der größte Theil der gemachten Auflage ward Maculatur. Ohne sich jedoch durch diesen verunglückten Versuch abschrecken zu lassen, fuhr Scott fort in dem Studium der deutschen Literatur und ließ schon im Jahre 1799 seine Uebersetzung des Göthe'schen „Gög von Berlichingen“ folgen, während er zu gleicher Zeit seiner Vorliebe für die Balladenpoesie und die Sagen seines Vaterlandes nachhing, worin er selbst die ersten Versuche ungefähr um dieselbe Zeit machte. Den Schauplatz seiner ersten Dichtungen verlegte er in jene romantischen Fluren, in welchen er seine ersten Jugenträume verlebt hatte. Der Beifall der Freunde, verbunden mit der steigenden Unzufriedenheit mit seinem Berufe, veranlaßten endlich den jungen 32jährigen Advocaten, sich ganz für die Schriftstellerlaufbahn zu bestimmen, besonders da ihm seine Anstellung als Sheriff und der Ertrag seines väterlichen Erbes einige Unabhängigkeit seiner äußern Lage sicherten, und ihm auch seine Gattin ein jährliches Einkommen von 3—4000 Pf. Sterl. zubrachte. Daher zog er sich auf einen lieblichen Landsitz, ungefähr fünf Meilen von Edinburg, zurück und lebte hier ganz seinen schriftstellerischen Studien und Arbeiten, vorzugsweise der Erforschung der Volkspoesie der südlichen Provinzen Schottlands, welcher er ein eignes, höchst interessantes, mit großem Fleiß zusammengestelltes Werk in zwei Bänden widmete („The minstrelsy of the scottish border“). Dieses Werk wurde ebenso wie einige bald darauf folgende, von ihm selbst verfaßte Balladen sehr günstig aufgenommen, und begründete Scott's Ruf auf eine ebenso ehrenvolle als sichere Weise; bis endlich „Der Gesang des letzten Minstrels“ („The lay of the last minstrel“) seinen Ruhm fast zur Begeisterung steigerte. Er war jetzt der Mann des Volkes, dem auch die Regierung durch eine Anstellung in Edinburg ihre Aufmerksamkeit bewies. Im Jahre 1808 erschien seine „Jungfrau vom See“ („The lady of the lake“), welche bereits mehr als 20 Auflagen erlebt hat, und von welcher in den ersten drei Monaten nach ihrem Erscheinen 8000 Exemplare verkauft wurden. In fast ununterbrochener Reihe folgten „Don Roderic“, „Rokeby“, „Der Herr der Inseln“, „Das Schlachtfeld von Waterloo“, und mehrere andere von geringerer Bedeutung, welche jedoch das Interesse des Publicums nicht alle in gleichem Maße wie der „Gesang des Minstrels“ und die „Jungfrau vom See“ in Anspruch nahmen; was theilweise dem Erscheinen eines neuen Dichtergestirns, des kometenartigen Lord Byron, zugeschrieben werden kann. Mochte Scott dieses fühlen, oder folgte er der schon seit den Knabenjahren gehegten Neigung zum Erzählen, wozu ihm seine historischen Forschungen so reichen Stoff darboten, oder achtete er endlich auf den Geschmack der Zeit und seines Volkes: kurz, er wanderte seit dem Jahre 1812 der Romanschriftstellerei zu und ward, ungekannt und ungenannt, der Schöpfer einer neuen Classe von Novellen oder romantischen Erzählungen, wie meinen der historischen. Die Erscheinung seines „Waverley“ (1814) machte eine Epoche in der Geschichte der europäischen Literatur, und veranlaßte, da ihr Verfasser sich nicht nannte, tausendfache Vermuthungen und Streitigkeiten, während das Publicum die neue Erscheinung mit wahrhaftem Heißhunger verschlang. Noch mehr fast gefiel der kurz darauf folgende Roman „Guy Mannering“, oder der Hirolod, welcher nicht wenig dazu beitrug, die Stimmung für diese Gattung von Romanen zu erhöhen und derselben

auch manche der bisherigen Gegner zu gewinnen. Daß aber der Verfasser zweier mit einem so außerordentlichen Beifalle aufgenommenen Romane, denen nachher noch 19 andere folgten, und deren Bändezahl jetzt auf mehr als 50 gestiegen ist, seinen Namen fortwährend verzwieglte, reizte nur noch mehr die allerdings sehr verzweigte Neugierde, denselben zu erforschen. Noch mehr ward dieselbe angeregt, als im Jahre 1816 der „Alterthümer“ erschien und in der Vorrede zu demselben der sogenannte Verfasser des „Waverley“ von seinen Lesern gewissermaßen Abschied nahm; bald aber wieder in einer neuen Verfassung als Jedidjah Cleisbotham, Schulmeister zu Glendevleugh, in den „Erzählungen meines Wirthes“ eine neue Reihe ähnlicher Art eröffnete, welcher denn noch eine Menge einzelner Romane folgte. Die in denselben vorzugsweise gefeierten schottischen Sitten und Gebräuche, die warme Liebe zu diesem Lande, die sich überall aussprach, ließen die englischen Kunst-richter einen schottischen Schriftsteller als den Verfasser vermuthen. Erklärlicherweise fiel die nächste Vermuthung auf Walter Scott, den ersten und unterhaltendsten unter Schottlands Schriftstellern, besonders da man auch in einzelnen Stellen der gefeierten Romane einige Aehnlichkeit mit den Gedichten eben dieses Verfassers wahrzunehmen glaubte. Dagegen aber schien die große Menge der Schriften sowie ihr verschiedenartiger Gehalt dafür zu sprechen, daß nicht alle jene Erzählungen einem und demselben Verfasser angehörten. Und so gerieth eine Partei in England auf die Vermuthung von Schülern, Helfern und Hefers Helfern, kurz von einer Romanfabrik unter der obren Direction des gefeierten Baronet Walter Scott — denn dazu hatte ihn die Gnade seines Königs 1820 erhoben. Unbekümmert um alle diese Vermuthungen und Streitigkeiten hielt sich der wirkliche und alleinige Verfasser der bereits fast in alle Sprachen Europas übersehten Werke hinter dem Schilde der Anonymität verborgen; zufrieden mit dem Beifalle des Publicums und mit dem reichen Ehrensold seines Freundes und Verlegers Constable in Edinburg. Der große Reichtum aber, den Walter Scott sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit auf diese Weise erwarb, setzte ihn in den Stand, noch bequemer als bisher leben zu können. Seitdem wohnte er im Winter in Edinburg, wo sein Haus eine malerische Aussicht auf das Meer hatte; im Sommer aber auf seinem reizenden Landhause Abbotsford, vier Meilen von Edinburg am Tweed. Das Schloß ist ein sehr alterthümliches Gebäude von grauem Granit, regellos, mit einem großen Thurm und mehreren kleinen, mit Vorsprüngen, Erkern und hohen Feuertreppen, die Fenster bald eng, bald weit, bald höher, bald tiefer auseinander; im Innern hat das Haus bei aller Bequemlichkeit und neuern Eleganz doch ebenfalls ein alterthümliches Gepräge, und die Einheit des Ganzen vollendete noch der stattlich gekleidete bergschottische Pfeifer, der in der malerischen Tracht der vergangenen Zeit bei Fest und Mahl die alten Weisen aufspielte. Die Umgebungen des Hauses waren mit Geschmack und sinniger Benutzung der Natur geordnet und vollendeten die harmonische Schönheit des Ganzen, welche uns von so manchem Reisenden mit glänzenden Farben geschildert worden ist.

[Beschluß folgt.]

Die leipziger Universität und die Bundeslade.

Die Kanzelreden zu Anfange des 17. Jahrhunderts bis ziemlich in die Mitte des 18. charakterisiren sich

besonders durch ihre weit ausgeholten, bis zu Einzelheiten ausgesponnenen und deshalb nicht immer sehr geschmackvollen Vergleichen. Ein ergötzliches Beispiel solcher seltsamen Gleichnisse enthält die bei Gelegenheit der zweihundertjährigen Stiftungsfeier der leipziger Universität von dem damaligen Superintendenten am ersten Advent des Jahres 1609 gehaltene Predigt, zu welcher er den Text aus 2. Sam. 6. Cap. gewählt hatte, worin erzählt wird, wie David die Bundeslade einholte. Diese Bundeslade nun verglich er mit der leipziger Universität. Es gehört eine ungewöhnliche Einbildungskraft und ein gutes, in den verschiedensten Dingen die Aehnlichkeiten findendes Combinationsvermögen dazu, um so einen Vergleich folgerichtig durchzuführen. Allein wenn er in damaliger Zeit nur entfernt traf, so fand man nichts Gezwungenes darin. Der König Wenceslaus hatte die Universität verspottet, wie Saul die Bundeslade, der Kurfürst Friedrich der Streitbare sie hingegen geliebt und geachtet, wie David die letztere. David hatte die Bundeslade selbst mit Ehren eingeholt, dasselbe hatten die Söhne Friedrich's des Streitbaren, Wilhelm und Friedrich, auch gethan. Selbst der Spott, den David deshalb von der Michal erfahren mußte, fand sein Gegen- oder Seitenstück; denn „es ist kein Zweifel“, sprach der fromme Mann, „es wird dies christliche und löbliche Werk der Celebration des angestellten Jubelfests heute zu Tage auch seine Momos und Spötter finden.“ Man sieht, daß hier der Vergleich ein wenig hinkt; denn der Spott hätte Friedrich den Streitbaren oder seine Söhne treffen müssen. Doch den guten Superintendenten traf hier nur das gewöhnliche Schicksal Aller, die zweierlei Dinge mit einander vergleichen wollen: Jeder Vergleich hinkt!

Das Armadill (*Chlamyphorus truncatus*, Harlan).

Von Jahr zu Jahr machen die Naturforscher neue Entdeckungen, und zwar nicht blos Pflanzen und Mineralien, die bisher ihren Forschungen entgangen waren, bringen sie zur Kenntniß des Publicums, nein auch aus dem Thierreiche, ja selbst aus den höchsten Classen des Thierreichs werden fast jährlich neue Arten entdeckt, von deren Dasein die Naturforscher bis dahin sich nichts träumen ließen. Wir nannten in einem der vorigen Blätter, in Nr. 75, schon einen Vogel, den krausköpfigen Krassari, der seit nicht langer Zeit erst uns näher bekannt geworden ist, und in gegenwärtigem Blatte übergeben wir wieder ein Thier, und zwar ein wunderbar gebautes Säugethier, das auch erst in der neueren Zeit bekannt geworden ist und daher gewiß eine Abbildung und ausführliche Beschreibung in unserm Blatte verdient.

Am 18. December 1824 machte Herr William Colesberry dem naturhistorischen Museum zu Philadelphia dieses Thier zum Geschenk. Der abgestufte Schildträger (*Chlamyphorus truncatus*), denn so wurde dieses Thier von den Naturforschern später genannt, ist zu Mendoza, im Innern von Chile in der Provinz Cuyo, östlich von den Cordilleren, zu Hause, wo es von den Indianern Pichiciego genannt wird. Es wurde dort lebendig gefangen, lebte aber eingesperrt nur wenige Tage.

Leider konnte man bis dahin über die Lebensweise dieses Thieres keinen hinreichenden Aufschluß gewinnen, doch so viel scheint gewiß zu sein, daß es die meiste Zeit, wie der Maulwurf, unter der Erde lebt; auch erzählt man, daß das Weibchen seine Jungen unter seiner

schwimmartigen Bekleidung trage und daß der Schwanz wenig oder gar keine Bewegung habe.

Die ganze Länge des Thieres mißt $5\frac{1}{2}$ Zoll, der Kopf $1\frac{1}{2}$ Zoll und der Schwanz einen Zoll zwei Linien.

Die Beschreibung, welche uns von der äußern Gestalt des Kürastthiers gegeben wird, ist folgende:

Der Panzer, der den obern Theil des Körpers bedeckt, ist dichter und unbiegsamer als Sohlenleder, auch von gleicher Dicke; er ist hinten breiter als vorn und besteht aus lauter Reihen von Platten, sämmtlich von länglich-viereckiger (rhomboidaler) Form. Jede Reihe ist von einer die Ränder der Schilder überragenden Haut geschieden. Dieser Lederpanzer liegt frei und lose auf dem Rücken und ist über dem Rückgrath nur durch eine Verlängerung der Haut und auf dem Obertheile des Stirnbeins durch zwei Knochenfortsätze angeheftet; hinten biegt er sich abwärts und bildet eine ganz abgestufte Oberfläche, die ebenfalls mit Schildern, und zwar in Halbzirkelreihen, besetzt ist. Am Rande des Hintertheils befindet sich ein Höcker, woran der freie Theil des aus 14 Wirbeln bestehenden Schwanzes befestigt ist; der übrige Theil desselben erstreckt sich unter der abgestuften Oberfläche bis zu dem Rücken hinauf. Der obere halbzirkelförmige Rand der abgestuften Oberfläche, sowie die Seitenränder des Panzers, sind mit seidenartigen Haaren gefranzt. Der hinten breite Kopf läuft gegen das Maul spitzig zu und ist mit größern und kleinern Schildplättchen bedeckt. Das Maul ist klein und an der Spitze mit einem Knorpel versehen. Schneidezähne fehlen ganz, der Backenzähne sind aber oben und unten an der Seite acht, von denen die Kronen der beiden ersten etwas zugespitzt sind und Eckzähnen gleichen. Das äußere Ohr besteht bloß aus einer runden geränderten

Öffnung. Die Augen sind schwarz und stehen, wie die Ohren, unmittelbar unter dem Scheitelpanzer hervor. Der Körper unter dem an den Seiten freistehenden Rückenpanzer ist mit dichten, weißen, seidenartigen Haaren, ebenso wie Kehle, Brust, Bauch und Schenkel, besetzt. Die Vorderfüße sind kurz und dick, die Zehen an denselben durch eine Haut verbunden und mit fünf starken, schaufelähnlichen Nägeln versehen. An den Hinterbeinen sind die Zehen getrennt.

Fragt man nun, in welche Abtheilung der Säugethiere dieses Thier zu stellen sei, so wird es gewiß Jeder nach einer kurzen Betrachtung in die Ordnung der zahnlosen Thiere (Edentata) einreihen, wie dies auch der berühmte Cuvier gethan hat, bei dem es eine Untergattung der Armadille oder Gürtelthiere (Dasypus) bildet. Da es jedoch nicht allen Charakteren nach hierher zu passen scheint, so könnten wir uns vielleicht später genöthigt sehen, bei einer genauern Kenntniß dieses Thiere eine andere Stellung anzuweisen.

Der dieser Beschreibung beigegebene Holzschnitt, welcher durch eine außerordentliche Feinheit sich auszeichnet und deshalb auch schon im „Wilder-Conversations-Lexikon“ aufgenommen worden ist, stellt drei Schildträger vor ihrer Höhle dar, welche sie sich unter einem alten vielleicht tausendjährigen Baume gegraben haben. Willkommen ist es uns, daß das eine dieser Thiere gerade im Begriff ist, in die Höhle zu gehen; denn obgleich es dabei uns unhöflich den Rücken zuzehren muß, so gibt es uns doch eben dadurch Gelegenheit, den sonderbaren Bau des hintern Theiles seines Körpers zu bewundern, der eben, weil er auf eine diesem Thiere eigenthümliche Art hinten schroff abgeschnitten ist, die Veranlassung war, demselben den Beinamen truncatus (abgeschnitten) zu geben.



Das Armadill.